

7 Bildpraxis und visuelle Rationalität/en: Doing Images

Nachdem nun beschrieben wurde, wie sich der epistemische Doppelstatus der Bilder in der medizinischen Praxis realisiert, werde ich in diesem Kapitel das Zusammenspiel von visueller Logik und soziotechnischer Rationalität untersuchen und nach den Bedingungen für die konkrete Ausgestaltung der visuellen Rationalität fragen.

Ambivalenzen der Bildwahrnehmung

In der empirischen Analyse wurde evident, dass Ärzte und Wissenschaftler gegenüber den Bildern eine widersprüchliche Einstellung zeigen. Einerseits empfinden sie die Bilder als sehr ansprechend und wahrheitsgetreu und lassen sich von ihnen einnehmen, andererseits stehen sie ihnen auch kritisch gegenüber. Die Ambivalenzen der Bildwahrnehmung beziehen sich sowohl auf die Bilder in ihrer Eigenschaft als visuelle Objekte als auch als materiell-wissenschaftliche Artefakte. So lassen sich die Akteure gerne durch die Ästhetik und Attraktivität der Bilder verführen. Im Arbeitsalltag bezeichnen sie gewisse Bilder immer wieder als »schön« und verwenden die Bilder, als ob es sich um direkte Abbilder des menschlichen Körpers handle. Manchmal werden die Ärzte und Wissenschaftler emotional von dem berührt, was sie sehen. Sie lassen sich von den Bildern überzeugen, auch weil sie an diese glauben. Die visuelle Überzeugungskraft kann sich in der Praxis deshalb entfalten, weil sie an den praktischen Sinn der Akteure appelliert. In ihrem Arbeitsalltag entwickeln Ärzte und Wissenschaftler in der Regel nicht eine reflexive Distanz zu den Bildern, sondern nehmen sie habituell und praktisch wahr. Statt von einem generellen blinden Glauben an die Bilder geleitet zu werden, lassen sie sich situa-

tiv von dem überzeugen, was sie sehen. Entsprechend ist der Glaube an dasjenige, was gesehen werden kann, ein habituellem und praktischer. So ist es möglich, dass dieselben Ärzte und Wissenschaftler, die sich in vielen Situationen auf die Bilder verlassen, in anderen Momenten von diesen distanzieren, indem sie deren Schönheit und Autorität relativieren.²²¹ Denn es ist ihnen durchaus bewusst, dass es sich nicht um direkte Abbilder, sondern um konstruierte Repräsentationen von Körpern handelt, so dass sie verschiedene Strategien anwenden, um die Bilder zu beglaubigen.

Eine ähnliche Ambivalenz in der Bildwahrnehmung lässt sich auch in Bezug auf die Eigenschaft der Bilder als wissenschaftliche Objekte feststellen. Einerseits wird den Bildern Objektivität und Beweiskraft attestiert, andererseits wissen die Ärzte und Wissenschaftler, dass es sich um Artefakte handelt, die in komplexen soziotechnischen Verfahren hergestellt werden und daher von individuellen Idiosynkrasien und kontextabhängigen Bedingungen geprägt sind. Auch ist den Akteuren die Deutungsoffenheit der Bilder bewusst und sie wissen darum, dass deren Status als beweisende Evidenzen umstritten ist. Trotzdem behandeln sie die Bilder meist nicht als soziotechnische Konstrukte, sondern gehen mit ihnen um, als seien es objektive Fakten. Die Ärzte und Wissenschaftler beziehen sich dabei auf einen praktischen Objektivitätsbegriff, indem sie den Bildern situativ Objektivität zuschreiben. Wie der praktische Bilderglaube, der entsteht, indem ein Bild gesehen wird, wird auch die praktische Objektivität in der Praxis konstituiert und durch diese relevant; während die Akteure das Bild in der alltäglichen Arbeit verwenden, unterstellen sie ihm, objektiv zu sein.

Die habituelle Wahrnehmung der Bilder als attraktive Darstellungen und objektive Tatsachen wird jedoch in Frage gestellt, sobald die alltägliche Routine durchbrochen wird. Eine solche ›Störung‹ kann erfolgen, wenn beispielsweise der Krankheitsverlauf oder ein anderes Wissensobjekt ein konträres Ergebnis zu dem zeigt, was sich die Ärztin oder der Wissenschaftler aufgrund eines medizinischen Bilds zurecht gelegt haben. In einer solchen Situation sind sie gezwungen, das Bild, wie auch die anderen Objekte, einer genaueren und kritischeren Analyse zu unterziehen. Ein Hinterfragen kann auch notwendig werden, wenn anlässlich eines Kongresses oder einer Publikation Kritik an einem Bild geäußert wird. Ein Wissenschaftler wird dadurch aufgefordert, die Herstellung und Interpretation des Bilds zu erklären und zu rechtfertigen. Auch in der Interviewsitua-

221 Die Wissenschaftsforscherin Anne Beaulieu (2002) macht eine ähnliche Feststellung in der Untersuchung von Neurowissenschaftlern, die Bilder einerseits ablehnen, sie andererseits aber dennoch benutzen. Ohne allerdings eine Erklärung für die wechselnde Haltung zu geben, beschreibt Beaulieu diese als »Hass-Liebesbeziehung« zwischen dem Wissenschaftler und seinem Objekt, wobei sie den Wissenschaftler als »iconoclastic imager« bezeichnet.

tion mit der Ethnografin wird die Routine durchbrochen, indem dasjenige, was sonst nur implizit ist, plötzlich diskursiviert wird. In all diesen Situationen wird die habituelle und praktische Wahrnehmung der Bilder explizit gemacht, wobei der reflexive Sinn ins Spiel kommt. Dies kann dazu führen, dass die Akteure die visuelle und wissenschaftliche Autorität der Bilder, von welcher sie sich zuvor einnehmen liessen, relativieren. In der Praxis unterbleibt dies zumeist, denn die Akteure lassen sich gern von den Bildern überzeugen. Dies kann soweit gehen, dass im Berufsalltag »vergessen« wird, dass es sich beim dargestellten Körper um ein Bild handelt. Für den Akteur, der am Computer arbeitet, kann ein Bild gewissermassen »unsichtbar« werden, indem er den mediatisierten Körper in der praktischen Wahrnehmung nicht als Abbild, geschweige denn als Repräsentation, sondern als den »realen« Körper selbst perzipiert. Obschon es für den Akteur reflexiv keinen Zweifel gibt, dass es sich beim Bild weder um den Gegenstand selbst noch um dessen Abbild, sondern um ein komplexes soziotechnisches Konstrukt handelt, »vergisst« er dieses Wissen in der praktischen Wahrnehmung. Hier wird nochmals deutlich, inwiefern die visuelle Überzeugungskraft wirkt: Sie appelliert nicht an den reflexiven, sondern an den praktischen Sinn, d.h. an denjenigen vorreflexiven und habituellen Sinn, der implizites Wissen, Emotion und Intuition umfasst und in der Praxis wirksam wird.

Doch es gibt noch einen weiteren Grund, weshalb vielmehr der praktische als der reflexive Sinn ins Spiel kommt. Die Praxis selbst erfordert nämlich im Normalfall gar nicht, eine kritische Distanz zu den Bildern einzunehmen. Solange die Bilder »funktionieren«, indem sie für die Diagnosestellung oder zur Verständigung nützlich sind, ist es gar nicht notwendig, ihre Objektivität oder Attraktivität in Frage oder ihren Repräsentationscharakter in den Vordergrund zu stellen. Aus medizinischen Gründen gibt es in der Regel keine Notwendigkeit, die Bilder in diesem Sinn zu hinterfragen und im Wissenschaftskontext ist dies nur dann der Fall, wenn Zweifel an einem Bild aufkommt oder an der Art und Weise, wie es präsentiert wird.

Die Wahrnehmung, dass medizinische Bilder ästhetische und objektive Abbilder eines Körpers sind, könnte deshalb als Teil der *Doxa* verstanden werden, das heisst als etwas, was selbstverständlich erscheint und stillschweigend hingenommen (Bourdieu, 1979a: 327) und erst dann in Frage gestellt wird, wenn es explizit gemacht oder kritisiert wird. Dies ist dann der Fall, wenn der reflexive Sinn ins Spiel kommt, der die Bilder als Konstrukte erkennt. Daran sind jedoch die Akteure nicht interessiert, solange sich die *Doxa* in der Praxis als sinnhaft und nützlich erweist. Ist dies nicht (mehr) der Fall, oder wird die Routine durch einen Vorfall gestört, wird der reflexive Sinn aktiviert, der die Bilder relativiert. Dass die Bilder

manchmal als schön, dann wieder als (prinzipiell) nicht schön,²²² einmal als abbildend und objektiv, andere Male als repräsentierend und konstruiert gesehen werden, ist auf die wechselnde Bezugnahme der Akteure auf den praktischen oder reflexiven Sinn zurückzuführen. Solange der praktische Sinn spielt und die *Doxa* unhinterfragt bleibt, kommt der praktische Bilderglaube und die praktische Objektivität zum Zug. Dies erklärt auch, weshalb sich selbst Wissenschaftler, die tagtäglich mit Bildern zu tun haben, von diesen überzeugen und vereinnahmen lassen selbst dann, wenn sie in wissenschaftlicher Hinsicht fragwürdig sind. Wird die Routine durchbrochen, führt der aktivierte reflexive Sinn dazu, dass die Bilder kritischer perzipiert werden. Die visuelle und wissenschaftliche Autorität und die seduktive Macht, die den Bildern eigen ist, verlieren dann weitgehend ihre Wirkungskraft.²²³

-
- 222 Selbstverständlich werden Bilder auch aus einem praktischen Sinn heraus als unschön bezeichnet. Dann aber handelt es sich um ein Geschmacksurteil und nicht, was ich hier anspreche, um eine (situativ behauptete) grundsätzliche Verneinung der Ästhetik von Bildern.
- 223 Dies ist jedoch nur situativ der Fall, weil ein relativiertes oder kritisiertes Bild in einem anderen Kontext wiederum seine Autorität entfalten kann.

Doing Images: Konstituieren, Aktualisieren und Ignorieren des Visuellen

Ambivalenzen lassen sich nicht nur in der Bildwahrnehmung, sondern auch in den Handlungen mit Bildern erkennen. Während die Visualität der Bilder in verschiedener Hinsicht eine grosse Rolle spielt, rückt sie in anderen Situationen in den Hintergrund. Dieses *doing* oder *undoing* *visuality* sind unterschiedliche Handlungs- oder Praxisformen dessen, was ich *doing images* nenne. Letzteres umfasst sämtliche Praktiken, die sich auf die Bilder beziehen, unabhängig davon, ob sie sich auf die Bilder als visuelle Objekte oder als wissenschaftlich-materielle Artefakte beziehen. Anpassungsleistungen der Technik, die erbracht werden müssen, um ein Bild überhaupt anfertigen zu können, gehören hier ebenso dazu wie die Produktion von Normalität, die mit der Fabrikation und Nutzung von Bildern einhergeht. Durch das *doing images*, d.h. durch die Bildpraxis, wird Visualität sowohl hergestellt und aktualisiert als auch dementiert und ignoriert. Dies bedeutet, dass sich die visuelle Logik und die soziotechnische Rationalität in verschiedenen Situationen unterschiedlich überlagern. Es ist dieses unterschiedliche Zusammenspiel, das die Ausprägung der visuellen Rationalität in der Praxis bestimmt und bewirkt, dass die Visualität der Bilder stärker oder schwächer auf die Bildpraxis wirkt, durch die sie zugleich konstituiert wird.²²⁴

Wenn wir nun nach den Bedingungen und Regeln fragen, die eine bestimmte Ausprägung der visuellen Rationalität begünstigen, so machen wir zunächst eine erstaunliche Feststellung. Mit Bourdieu müssten wir vermuten, dass die Bildpraxis, wie jegliche soziale Praxis, von den inkorporierten Dispositionen der Akteure und damit auch den Deutungs- und Wahrnehmungsschemata strukturiert wird. Wie wir gesehen haben, sind die Wahrnehmungen der Akteure durch Ambivalenzen geprägt. Die Bilder werden, je nachdem, ob der praktische oder reflexive Sinn ins Spiel kommt, als ästhetisch oder grundsätzlich nicht ästhetisch, als objektiv oder konstruiert gesehen. Diese verschiedenen Wahrnehmungen scheinen jedoch keine unmittelbaren Handlungsimplicationen zu haben im Sinne, dass sie mit einer spezifischen Handlungsform – entweder einem *doing* oder einem *undoing* *visuality* – einhergehen würden. Denn unabhängig davon, welche Sichtweise eingenommen wird, wird von den Bildern in der einen oder anderen Form (oder auch in beiden gleichzeitig) Gebrauch gemacht. Auch eine reflexive Einstellung hindert die Akteure nicht daran,

224 Es sei hier noch einmal betont, dass die hier vorgenommene Trennung zwischen visuellem Objekt und materiellem Artefakt, beziehungsweise zwischen visueller und wissenschaftlicher Autorität eine analytische ist, die von den Akteuren in der Praxis nicht auf diese Weise wahrgenommen wird. Dennoch hilft sie, die Frage nach der Bedeutung von Visualität für die medizinische Praxis zu klären.

die Bilder in der Praxis als visuelle Hilfsmittel, beweisende Instrumente oder soziale Distinktionsmittel zu verwenden, wenn sich dies als nützlich erweist. Die Bilder werden in der klinischen und wissenschaftlichen Praxis auch dann eingesetzt, wenn die Akteure ihre visuelle oder wissenschaftliche Autorität in Frage stellen. Ob die Bilder dabei als visuelle oder materielle Artefakte gehandhabt werden, ob also ein *doing* oder ein *undoing* *visuality* stattfindet, kann daher nicht direkt auf die Wahrnehmung der Akteure zurückgeführt werden. Wenn es nicht allein die Wahrnehmung ist, die eine bestimmte Bildpraxis – und damit eine spezifische Überlagerung von visueller Logik und soziotechnischer Rationalität – hervorruft, was ist es dann, das dazu führt, dass die Visualität entweder aktualisiert oder ignoriert wird? Wenn wir uns in Erinnerung bringen, wann die Visualität der Bilder empirisch eine Rolle spielt und wann dies nicht der Fall ist, so lassen sich verschiedene Funktionen finden, die die Bilder in einer bestimmten Situation einnehmen. Für die Diagnosestellung und räumliche Orientierung, zur Veranschaulichung und zum besseren Verständnis eines Sachverhalts sowie für die Kommunikation und Allianzenbildung hat die visuelle Dimension der Bilder eine grosse Bedeutung (Kap.5). Zur Erfüllung dieser Funktionen wird Visualität in der Praxis hergestellt und aktualisiert; die diesbezüglichen Bildpraktiken implizieren ein *doing* *visuality*. Andererseits gibt es Funktionen der Bilder, die nicht allein auf deren Visualität bezogen sind, sondern sie auch als wissenschaftliche und materielle Artefakte ins Spiel bringen. Für die Weichenstellung medizinischer Entscheidungen, zur Legitimation und Qualitätssicherung, für die Beweisführung und medico-legale Absicherung wie auch für den Einsatz als Routinehandlungen und Distinktionsmittel ist die visuelle Dimension gegenüber der Wissenschaftlichkeit der Bilder von untergeordneter Bedeutung (Kap.6). Die epistemischen und sozialen Praktiken sind hier als ein *undoing* *visuality* zu begreifen; es ist hier nicht oder in nur beschränktem Ausmass die visuelle Logik, sondern die soziotechnische Rationalität allein, welche die Bildpraxis bestimmt.

Diese Funktionen können als eine Art Handlungsaufforderungen oder -programme begriffen werden, die in den Bildern eingeschrieben sind und bestimmte Umgangs- und Gebrauchsweisen nahelegen. So fordert die Kommunikationsfunktion der Bilder beispielsweise dazu auf, die Bilder in Gesprächen zu Demonstrations- und Überlegungszwecken einzusetzen; die heuristische Funktion führt dazu, dass die Bilder in der Forschungsarbeit benutzt werden; die politische Funktion bewirkt, dass die Bilder in der *scientific community* hergezeigt werden; die Dokumentations- und Legitimationsfunktion provoziert die Nachprüfung und Überprüfung von Krankheitsverläufen und medizinischen Entscheidungen und die Distinktionsfunktion verleitet dazu, die Bilder im sozialen Spiel um Macht und Anerkennung im Feld als *Enjeux* zu nutzen. Diese Handlungsprogramme bestimmen die Handlungen der Akteure nicht, haben aber einen implizite

Orientierungsfunktion, indem sie deren Praktiken in eine bestimmte Richtung lenken. Die Handlungsprogramme stellen nichts anderes dar, als was ich den Objektsinn eines Artefakts genannt habe. Sie legen nahe, dass es in der Bildpraxis zu einem *doing* oder *undoing* *visuality* kommt, determinieren aber nicht, ob dies tatsächlich der Fall ist. Denn erst im situativen Zusammenspiel mit den anderen Logiken – dem praktischen und reflexiven Sinn sowie der visuellen Logik – formiert der Objektsinn eine bestimmte Ausprägung der visuellen Rationalität. Die Art und Weise, wie sich die visuelle Logik und die soziotechnische Rationalität in der Praxis überlagern, wird also durch die Bilder in eine bestimmte Richtung gelenkt, aber nicht determiniert, sondern erst in der Praxis entschieden.

Für die konkrete Ausgestaltung der visuellen Rationalität ausschlaggebend sind in erster Linie die professionellen und lokalen Routinen sowie die individuellen Präferenzen, die berufliche Erfahrung und die fachlichen Kompetenzen der Akteure, die situativ mitentscheiden, ob es zu einem *doing* oder *undoing* *visuality* kommt. Auch die Voraussetzungen und Bedingungen, die bei der Produktion und Interpretation der Bilder ins Spiel kommen, können eine Rolle spielen. Nebst institutionellen Voraussetzungen, kulturellen Deutungsmustern und einer bestimmten soziotechnischen Konstellation können auch kulturelle Sehtraditionen einen bestimmten Umgang mit dem Bild und damit die Art der Ausprägung der visuellen Rationalität prägen. Gerade bei Handlungsprogrammen, die sowohl ein *doing* als auch *undoing* *visuality* ermöglichen, sind diese Aspekte von grosser Bedeutung. So lässt beispielsweise die Validierungsfunktion offen, ob das Bild in seiner visuellen Dimension oder als zahlenbasiertes Datenmaterial eingesetzt wird. Die Entscheidung, ob es zu einem *doing* oder *undoing* *visuality* kommt, hängt hier vor allem von professionellen Deutungsmustern und habitualisierten Blicktechniken ab. Auch die Distinktionsfunktion des Bildes kann sich über eine Aushandlung der Bildbedeutung oder über den Einsatz des Bilds als *Enjeux* vollziehen. Ob das Bild als visuelles oder wissenschaftlich-materielles Artefakt ins Spiel kommt, wird auch durch die soziotechnische Konstellation und die individuellen Präferenzen bestimmt. Aufgrund institutioneller und kultureller Voraussetzungen sowie habitualisierter Verhaltensmuster bilden sich teilweise lokale Handlungsmuster heraus, die die eine oder andere Handlungsweise in einer bestimmten Situation wahrscheinlicher machen. In Anlehnung an Ludwik Flecks (1999 [1935]) »Denkstile« könnte man hier von der Herausbildung lokaler Praxisstile sprechen, die wiederum habitualisiert werden. Die Art der Ausprägung der visuellen Rationalität wird letztlich in der Praxis selbst entschieden. Es ist das situative Zusammentreffen von praktischer, reflexiver, visueller und Objektlogik in einem bestimmten Kontext, das die Bildpraxis – das *doing images* – bestimmt.

